

Leseprobe zu »Sternwolke und Eiszauber«, © Uschi Zietsch

Handlungsschauplatz ist die Welt Leraanee im »Träumenden Universum«.

Kelric, ein Junge mit Psi-Talenten, verfügt über magische Kräfte, ohne es selbst zu wissen. Da erscheinen eines Tages drei Magier aus einem fernen Lande und nehmen Kelric mit, um ihn zum Meistermagier auszubilden. Noch ahnt er nicht, was diese Berufung für einen Mann bedeutet: Den Verzicht auf seine Männlichkeit und ein Leben voller Einsamkeit und Selbstaufopferung im schicksalhaften Kampf gegen dunkle Mächte; aber auch ein Leben mannigfacher Abenteuer und des Wissens um Dinge, die normale Menschen nicht einmal erahnen.

1.

Rotnebel

Kelric saß versunken auf seinem Lieblingsfelsen und spielte mit den Wanderblumen, wie er es immer tat: Er öffnete sie mit seinem Geist und schloss sie wieder, gab ihnen die verrücktesten Farben und verlieh ihnen Namen.

Jener Felsen war der höchste Punkt des Plateaus, auf dem das Dorf hoch in den Bergen erbaut worden war, und er bot den herrlichsten Blick in die Bergwelt hinaus. Es war noch so früh, dass Kelric sehen konnte, wie die Sonne aus ihrem Bett in den Tälern über die Berge hinaufkletterte und die vertrauten Morgennebel mit ihren Strahlen rot wie Blut färbte; die solchermaßen getönten Wolkenschleier ergossen sich Wasserfällen gleich über die Felsen und die an sie angeschmiegt Häuser und ließen die ganze Umgebung in einem mystischen Traum aus verhüllter Röte und verborgener Lebendigkeit versinken.

Kelric liebte diese Stunde am Morgen am meisten, denn er saß ganz allein hier auf seinem Felsen, spielte mit den Blumen und begrüßte die Sonne, während er auf die Geräusche seiner erwachenden Eltern im Ersten Haus am Platz wartete. Er war immer derjenige, der dem neuen Tag als Erster entgegensah, danach kamen seine Eltern, der ältere Bruder und die jüngeren Geschwister; schließlich, wie auf ein verabredetes Zeichen hin, erwachte das ganze Dorf zu hektischer und fröhlicher Betriebsamkeit: Den Ziegenhirten, die auf die Sommerweiden aufbrachen, wurde das Frühstück bereitet und der Segen zugesprochen; sie liefen winkend an Kelric vorbei, der ihnen lächelnd nachsah; nur seinen Bruder grüßte er laut. Bald darauf vertiefte er sich wieder in die Beschäftigung mit seinen Blumen, denn der Alltag hinter ihm interessierte ihn nicht mehr; schließlich geschahen jeden Tag immer die gleichen, unveränderlichen Vorgänge: Es wurde zum Frühstück gerufen, Hunde begannen sich zu balgen, in der Schmiede wurde das erste Eisen gehämmert, am Brunnen standen die

Frauen an. Kelric wusste, dass er noch Zeit hatte, er brauchte die Himmelszeichen nicht zu beobachten, um zu wissen, wann es Zeit für ihn war, zur Mahlzeit zu erscheinen.

Und plötzlich war alles anders. Es lag nicht am Wetter, das nun zu einem herrlichen Sommertag aufklarte, und auch nicht an den Blumen, die in langsamer Flucht aus Kelrics strapaziösem Machtbereich davon zu wandern versuchten. Es lag ganz einfach daran, dass er auf einmal nicht mehr allein war und, was sich als noch schlimmer erwies, dass er auch noch beobachtet wurde. Mit einer raschen, zornigen Bewegung der Hände fuhr er herum und verharrte überrascht in einer unbequemen, fluchtbereiten Stellung; die dunklen Augen schwärzten sich vor Ablehnung und Misstrauen, das erfrischend anzuschauende Kindergesicht verschloss sich. Fünf Männer unterschiedlicher Statur und Größe und unbestimmbaren Alters standen am Fuß des Felsens, die von Kapuzen halb verborgenen Gesichter zu Kelric gewendet. Sie trugen alle dieselben dicken Umhänge, die vor der Nebelfeuchtigkeit, der Kälte der Nacht und vor neugierigen Blicken schützten; ihr Aussehen mochte bis auf die Hautfarbe und die Haare unterschiedlich sein, aber die mystische Ausstrahlung, jene geheimnisvolle Aura der Macht, ließ erkennen, dass sie die Zauberer von Laïre waren, die Heiligen Wanderer, und Brüder im Geiste.

Kelric starrte finster aus großen dunklen Augen auf die Männer hinab, die ihn ebenso schweigend fixierten; er fühlte sich gleichermaßen fasziniert wie abgestoßen und versuchte, sein natürliches Misstrauen Fremden gegenüber deutlich genug zu zeigen, damit sie endlich wieder gingen. Als die Zauberer seinen stummen, jedoch nicht weniger dringlichen Wunsch keineswegs beachteten, ging auch er dazu über, sie der Reihe nach soweit wie möglich zu mustern; er schaute in drei alte und zwei junge Gesichter, die er alle für recht bemerkenswert in ihrem Ausdruck hielt, aber es wuchs auch eine große Unruhe in ihm, als er in allen Augen, die bei jedem von tiefem Blau waren, eine geheimnisvolle, herzumschließende Trauer sah, die einen uralten, entsetzlichen, für Menschen niemals zugänglichen und zu erfassenden Namen hatte. Diese sonderbare Erkenntnis erschreckte ihn so sehr, dass er seinen Blick abwandte und scheinbar gedankenlos die Felsen betrachtete. Als wäre ein Bann von ihnen genommen, begannen die unheimlichen Männer plötzlich zu sprechen, ganz leise nur und sehr wenige Worte, aber mit Stimmen, die man nicht so schnell wieder vergisst.

»Faszinierend«, hörte Kelric eine alte weiche Stimme, und aus dem Augenwinkel schielend sah er, dass der älteste Mann, der zugleich der Führer zu sein schien, gesprochen hatte.

»Ein Ziegenhirte«, antwortete eine andere, sehr schöne und starke Stimme verächtlich schnaubend. »Nichts als ein Ziegenhirte. Ein Zufall.«

Kelric, der merkte, dass wohl von ihm die Rede war, drehte rasch den Kopf zurück zu der Gruppe und starrte in das Gesicht des jungen Mannes, der zuletzt gesprochen hatte; seine Miene war hochmütig, und er musterte den Jungen geringschätzend. In diesem Augenblick trat eine Frau aus dem Haus des Dorfvorstands und rief: »Kelric! Das Frühstück wartet!«

Der Junge erwachte aus seiner Starre. »Ich komme, Mutter!«, antwortete er, und in einem plötzlichen Impuls streckte er dem jungen Mann blitzschnell die Zunge heraus, bevor er leichtfüßig von seinem Felsen hinab sprang und an den Fremden vorbei zum Haus lief, ohne weiter auf sie zu achten.

Die Zauberer sahen ihm nachdenklich nach. Schließlich blickte der Älteste zu dem Jüngeren und sprach mit mildem Vorwurf: »Das hätte es nicht gebraucht, Herr Melwin. Auch einem Kind gegenüber ist Höflichkeit angebracht.«

»Ja, Lord Sargon«, murmelte der Getadelte.

Fergon, der Zweitälteste, warf ein wenig schmunzelnd ein: »Der Junge rügte Euer Benehmen jedenfalls. Vergesst nicht, dass Ihr hier Gast seid. Auch wenn dieses Land nur aus Bergen, Ziegen und Bauern besteht, gibt es hier nichtsdestoweniger einen guten König, der uns auf sein Schloss einlud. Loïree steht wieder einmal vor einem Krieg mit Laïmor.«

Melwin grinste plötzlich. »0 ja, und während unsere Brüder in Lefrad für dasselbe Geschäft bezahlt werden, haben wir auch noch Blasen an den Füßen.«

»Herr Melwin«, sagte Taimon streng, »wir führen keinen Krieg, sondern versuchen ihn zu verhindern.«

»Das tun doch schon die landschaftlichen Verhältnisse hinreichend«, brummelte Melwin vor sich hin. »Natürlich können wir helfen, eine Einigung zu erzielen, aber das nützt nicht lange. Schließlich schicken sie ihre Heere wieder los, und wenn sie die Hälfte Wegs zurückgelegt haben, haben sie ihr Vorhaben längst vergessen und werden zudem noch von den *Anderen* bedrängt. – Hm«, lenkte er schließlich ein, als er die leichte Verärgerung der anderen bemerkte, »reden wir wieder von dem Jungen. Ich sehe Euch an, Lord Sargon, dass Ihr ihn für geeignet haltet.«

Der alte Mann wiegte nachdenklich den Kopf. »Ja und nein. Er ist begabt«, sagte er leise. »Etwas schlummert in ihm ... eine ungeheure Kraft ...«

»Ha!«, machte Melwin.

»Also, Melwin!«, sagte Fergon entrüstet. »Was soll das denn?«

»Das kann ich Euch sagen, Herr Fergon«, entgegnete der junge Zauberer, »ich habe Angst. Und warum? Auch ich spüre die Magie in diesem unschuldigen Kind, und ich fürchte sie. Diese Magie ist anders als jene, die wir haben, und wir können sie nie kontrollieren. Wir

wissen nicht, was wir heranziehen, wenn wir ihn nach Laïre bringen. Die heutigen Zeiten sind nicht mehr so, dass wir Vertrauen haben dürfen. Das ist alles.«

Erwartungsvoll schaute er in die Runde. Als er jedoch bei den Gefährten Übereinstimmung gegen ihn fand, schwieg er und gab widerstrebend nach.

Erwartungsgemäß wurden sie in dem Haus ehrerbietig aufgenommen und scheu bedient. Das Frühstück war bereits beendet; die Hütte war klein und einfach, aber gemütlich eingerichtet. Im ersten Stock lagen zwei Schlafräume: der der Eltern und jener der Kinder; unten gab es einen einzigen mittelgroßen Raum mit Tisch und Stühlen, erlesenen Thar- und Bellhirschfellen an den Wänden, einer Kochstelle mit Stein- und Blechgeschirr und einem großen warmen Ofen mit einer herrlichen Ofenbank. Auf dem Fußboden nahe der Kochstelle spielten zwei kleine Kinder mit Hemdchen und Rotznäschen; die junge Frau des ältesten Sohnes war oben mit dem Säugling beschäftigt; die Hausfrau brachte den Zauberern eine bescheidene, aber lecker duftende Mahlzeit, während der Mann ruhig und pfeiferauchend bei ihnen saß.

Kelric saß mit angezogenen Beinen auf der Ofenbank und beobachtete die Fremden unablässig; besonders lange hing sein Blick auf dem schönen, so tragischen und anziehenden Gesicht von Melwin, dessen vorheriger Hochmut wie weggewischt war; ganz ernst und verschlossen aß er, ohne den Blick zu heben oder ein Wort zu sprechen.

Erst nach beendeter Mahlzeit richtete Lord Sargon das Wort an die Eltern, unterhielt sich mit ihnen über dieses und jenes, Sorgen und Nöte. Allgemeines und Spezielles; seine Augen glitten unterdessen immer wieder zu Kelric, dem zusehends unheimlicher zumute wurde, denn den seltsamen rätselvollen Blick konnte er nicht deuten, und er begann unruhig auf seinem Hosenboden hin und her zu rutschen.

Aber auch die Mutter spürte wohl, wie sich die Situation allmählich bedrohlich änderte, ein unbestimmtes furchtsames Gefühl beschlich sie, denn sie begann zerfahren zu antworten, machte mehr sinnlose Gesten als verständliche Worte und schwieg schließlich ganz.

Und als sie verstummte, war plötzlich Stille in der ganzen Hütte. Der Vater blickte pfeiferauchend vor sich hin; die junge Frau kam mit dem schlafenden Kind auf dem Arm herunter, verharrte jedoch verwirrt auf der Treppe und starrte auf die erstaunt blickenden Kinder, die mit dem Spielen aufgehört hatten und mit großen Augen die Zauberer anlotzten.

Jene hatten diese Stimmung zum Teil schon erlebt; wenn ein Familienmitglied augenscheinlich in irgendeiner Weise durch etwas Fremdes bedroht wurde, spürten es die

anderen sofort, gleich welchen Alters, und Stille breitete sich aus, in die der Führer der Magier sprechen und dem Fürchterlichen Ausdruck verleihen musste.

»Frau«, sagte Lord Sargon langsam zu Kelrics Mutter, »wir werden Ihren Sohn mitnehmen.«

Seine Rede klang völlig sachlich und nüchtern in die reglose Stille hinein, dennoch hatte sie die Wirkung eines erschütternden Donnerschlags in einer Sturmnacht. Der Vater legte seine Pfeife beiseite, die junge Frau sank mit einem Seufzer auf der Treppenstufe nieder.

Kelrics Mutter regte sich nicht, sie wurde nur sehr blass, und ihre Augen weiteten sich. »Nein«, flüsterte sie.

Lord Sargon wies auf den Jungen, der nach wie vor ruhig, beinahe gleichmütig auf der Ofenbank kauerte und die Szene wie ein unbeteiligter Zuschauer beobachtete. »Er hat Magie«, fuhr der alte Zauberer fort, »die wunderbare Gabe.«

Die Mutter löste sich endlich aus ihrer Starre und lief zu ihrem Kind, mit der Haltung einer Bärin, die um ihr Junges kämpfen will. »Aber er - Kelric ist erst zehn!«, rief sie.

»Er ist alt genug. Zehn Jahre ist das richtige Alter«, erwiderte Sargon.

»Nein!«, schrie sie auf und warf verzweifelte und hilfeheischende Blicke zu ihrem Gatten. »Ich lasse ihn mir nicht wegnehmen! Er ist mein Kind, und er gehört mir!« Sie brach in Tränen aus, als Kelrics Vater langsam und traurig den Kopf schüttelte.

»Es ist Gesetz«, sagte er leise. »Wir dürfen sie nicht daran hindern.«

»Ich werde Ihnen zahlen, soviel Sie wollen«, sagte Sargon sanft.

Hass blitzte jetzt in den schmerzerfüllten Augen der Frau. »Nein!«, schrie sie wild. »Ich verkaufe mein Kind nicht! Ihr -«

»Verzeihen Sie mir!«, bat Sargon, sie unterbrechend. »Es war eine unbedachte Bemerkung. Trotzdem: Kelric muss nach Laïre. Er ist begabt, und Sie wissen selbst, dass es nur wenige Menschen gibt, die Magie in sich tragen.«

»Warum sorgt Ihr nicht selbst dafür, dass es mehr werden?«, rief die Mutter anklagend und bitter. »Anstatt einer Mutter das Herz zu brechen und ihr das geliebte Kind wegzunehmen, solltet Ihr endlich für eigene Söhne sorgen!«

»Weib!«, sagte ihr Mann scharf und angstvoll. »Du vergisst dich!«

»Er ist mein Sohn!«, schrie sie außer sich. »Ich lasse ihn mir nicht stehlen! Warum vererben sie denn ihre Magie nicht selbst?«

Niemand außer Kelric sah das Zucken eines Muskels in Melwins Gesicht, das er beständig beobachtet hatte, ganz kurz nur; und auf einmal fühlte er sich zu dem jungen Mann sehr stark hingezogen, wenn er auch nicht wusste weshalb.

»Frau«, sprach Sargon unterdessen mild und ruhig wie zu einem bockigen Kind. »Die Götter schenkten uns die Magie mit der Bedingung, niemals Kinder haben zu dürfen. Die Gefahr der Abkapselung ist einfach zu groß, wenn wir uns selbst vermehren - wir würden vielleicht größenwahnsinnig werden und eine hohe Rasse heranzüchten, die magieunbegabte Menschen wie Sie eines Tages unterdrückt und versklavt, anstatt ihnen zu dienen, wie es unsere Aufgabe und Bestimmung ist. Außerdem vermeiden wir Inzucht, da die magiebegabten Kinder aus allen Teilen der Welt stammen. Solange wir dem Heiligen Zölibat in Treue verpflichtet bleiben, solange wird es Kinder mit Magie geben. Sie sollten stolz auf Ihren Sohn sein, anstatt um ihn zu klagen. Er erhält eine Bildung wie kein normaler Mensch, sein ganzes Wissen und seine Macht werden der Welt Lerranee einmal von großem Nutzen sein. Er wird einst als Zauberer in den Annalen stehen und stolz darauf sein, seinem Volk gedient zu haben.«

Die Mutter weinte nur noch, das Gesicht in den Händen vergraben. Ihr Mann trat zu ihr und nahm sie tröstend in die Arme.

»Ihr könnt lange reden«, sagte er leise. »Der Schmerz bleibt doch immer derselbe. Das werdet Ihr nie verstehen.«

Kelric sah, wie Melwin erneut zusammenzuckte; er erhob sich und stellte sich vor ihn. »Seid Ihr auch dafür, dass ich nach Laïre gehe?«, fragte er. »Ich spüre, dass Ihr gegen mich seid. Warum?«

Melwin starrte ihn verblüfft an. »Wie kannst du das wissen?«, forschte er.

Kelric hob die schmalen Schultern. »Ich lese Eure Gedanken«, erklärte er schlicht. »Ihr glaubt, dass ich einen Dämon nach Laïre trage, weil ich eine unheimliche Begabung habe. Und Ihr denkt in Verbindung mit mir an einen Aranwir, der ...«

Er verstummte erschrocken, als ihm Melwin die Hand auf den Mund presste. »Still!«, zischte er. »Sprich nie diesen Namen aus!«

Einige Zeit herrschte lastendes Schweigen in der Hütte, und Kelric fühlte sich sehr unbehaglich unter den vielen Augen, die auf ihn gerichtet waren.

»Oh, Kind!«, flüsterte seine Mutter schließlich in abgrundtiefem Schrecken. »Welcher Dämon besitzt dich?«

Sargon stand auf und legte seine alte Hand um Kelrics Schultern. »Keiner, Frau«, sagte er ernst und beruhigend. »Haben Sie keine Sorge um ihn. Er ist ungewöhnlich begabt, aber seine Kraft ist natürlich und nicht eingegeben. Ich sehe Reinheit in seiner kleinen Seele.«

Auch die anderen Zauberer erhoben sich, und Fergon, der ein gutes Stück kleiner und rundlicher war als seine Gefährten, sprach freundlich: »Nun haben wir viele Worte gemacht und den Jungen kein einziges Mal gefragt, ob er überhaupt mitgehen will. Ich finde, dass er

ein Recht darauf hat, seine Meinung zu äußern, da es um ihn geht.« Er stieß Kelric sacht mit einem Finger an. »Na, kleiner Mann?«, fragte er. »Willst du mit uns kommen nach Laïre auf eine Schule, die zehnmal so groß ist wie dein Dorf, in der es ganz viele Kinder deines Alters gibt, mit denen du spielen kannst, wo du im Sommer im See baden kannst, grüne Wiesen und Bäume siehst, und wo du eine ganze Menge lernen kannst, was dich viel klüger als alle anderen macht? Willst du deine Eltern stolz auf dich machen?«

Kelric starrte den alten Mann aus großen Augen an. Er hörte seine Mutter im Hintergrund schluchzen, spürte die besorgten, traurigen Blicke seines Vaters. Sie würden ihm sehr fehlen. Alles würde ihm fehlen. Und er hatte sich nicht einmal von seinem großen Bruder verabschieden können.

Und dennoch nickte er.